

Warum ich bei Sprachnachrichten mit Mr. Bean sympathisiere

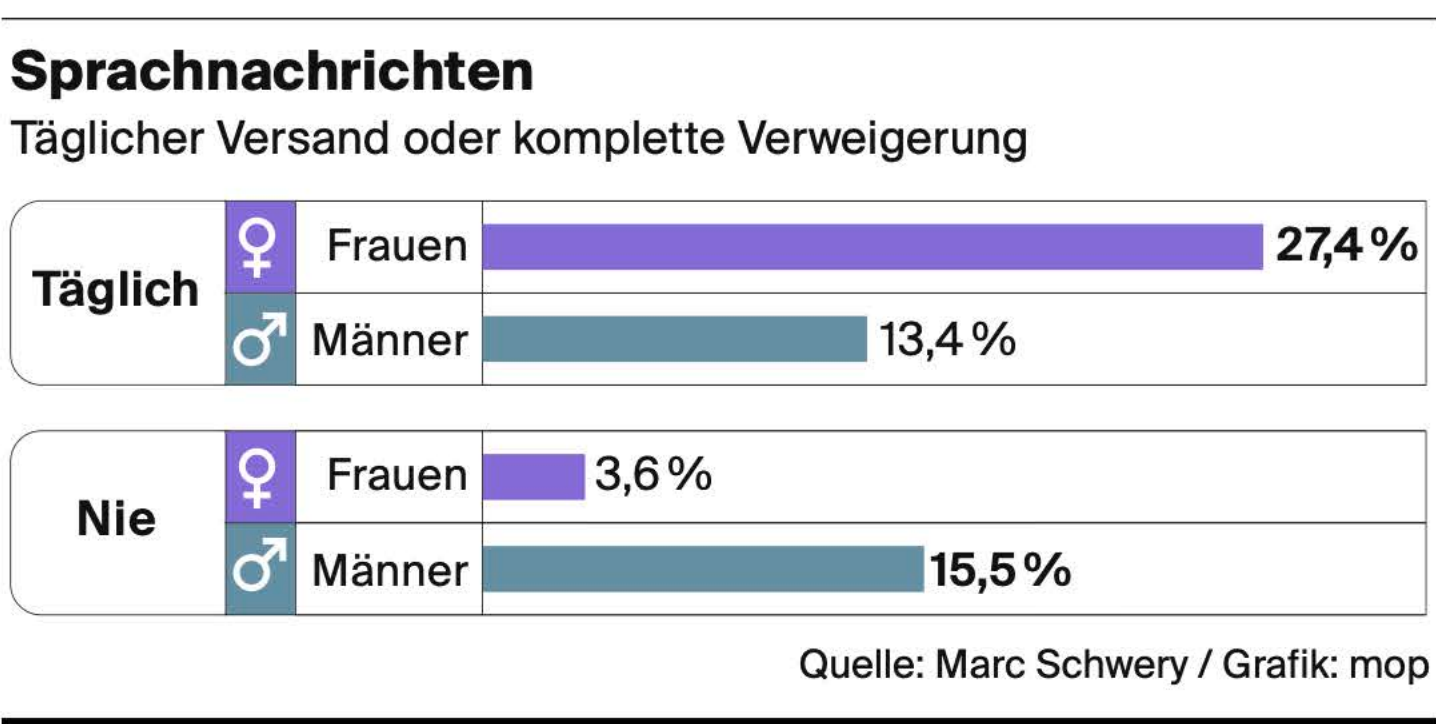
Kennen Sie das? Das Handy vibriert, und statt einer kurzen Textnachricht prangt dort eine Sprachnachricht. Für die einen ist es das effizienteste Kommunikationsmittel, für die anderen ein «akustischer Überfall», der im unpassendsten Moment – etwa während einer Sitzung – eintrifft.

Mein ehemaliger Student Marc Schwery untersuchte die Funktion von Sprachnachrichten. Mit Daten von über 500 Teilnehmenden aus der Deutschschweiz analysierte er, wer diese wie nutzt. Besonders aufschlussreich sind dabei die deutlichen Unterschiede zwischen den Geschlechtern.

Das Klischee, Frauen seien gesprächiger als Männer, gilt in der Sprachwissenschaft als Mythos. Bei Sprachnachricht-

ten bestätigt sich dieses Klischee trotzdem: Während jede vierte Frau (27 Prozent) täglich zum Mikrofon greift, tut dies nur jeder achte Mann (13 Prozent). Auch bei der Dauer liegen die Frauen vorn und leisten mehr «verbale Arbeit»: Gut zwei Drittel ihrer Nachrichten dauern länger als eine Minute – bei den Männern ist es nur etwa ein Drittel.

Doch warum ist das so? Schon in den 1970er-Jahren meinte die Linguistin Robin Lakoff, dass Frauen durch ihre Sprache oft Räume besetzen müssen, die ihnen gesellschaftlich weniger zugestanden wurden. Könnte die Sprachnachricht also eine Form der Selbstermächtigung sein? Indem sie sich «eine Stimme geben», kompensieren Frauen womöglich historische Unterdrückungsmuster. Die



Sprachnachricht erlaubt es, einen Gedanken zu Ende zu führen, ohne unterbrochen zu werden – ein Privileg, das in Face-to-Face-Gesprächen zwischen den Geschlechtern oft den Männern vorbehalten bleibt.

Ein weiterer Streitpunkt: Der Gruppenchat. Darf man eine Nachricht an alle schicken, die jeder einzeln abhören muss?

Hier zeigt sich in Marc Schwerys Arbeit eine interessante Diskrepanz: Frauen sehen Sprachnachrichten in Gruppenchats deutlich entspannter als Männer, die hier oft strikteren «Netiquette»-Regeln folgen. Der Grund ist pragmatisch: Viele finden sie schlicht unpraktisch. Sie stören sich weniger an der persönlichen Ebene, sondern am «Handling»: Das Abhören kostet Zeit,

und wichtige Details lassen sich später kaum wiederfinden.

Die Funktion variiert ebenfalls: Während Männer die Sprachnachrichten oft als reines Effizienztool nutzen, dienen sie bei Frauen häufiger der Pflege intimer Beziehungen. Die Stimme transportiert Emotionen, Stimmfärbungen und eine Nähe, die kein Emoji ersetzen kann.

Doch bei aller Liebe zur Stimme gibt es prominente Kritiker. Rowan Atkinson, bekannt als Mr. Bean, bezeichnete Sprachnachrichten als «dull» (stinklangweilig). Sein Argument: Das Format verlagert die Last vom Absender auf die Empfängerin. Während es für den Sender bequemer ist, kurz etwas einzusprechen, statt zu tippen, muss die

Empfängerin einen oft weit-schweifigen Monolog in voller Länge ertragen – statt den Inhalt als Text in Sekunden zu erfassen.

In der Theorie ist die Sprachnachricht ein interessantes Forschungsobjekt. In der Praxis bleibe ich persönlich jedoch im Team Bean.



Adrian Leemann
Der Zofinger ist Professor für Deutsche Soziolinguistik an der Universität Bern. In der ZT-Kolumne «Profässer Leeme» schreibt er über Dialekte und Sprache. www.adrianleemann.com